

Weitere Rezensionen

Isabelle Chabot, **La dette des familles. Femmes, lignage et patrimoine à Florence aux XIV^e et XV^e siècles**, Rome: Ecole française de Rome 2011 (= Collection de l'Ecole française de Rome 445), VIII u. 450 S., EUR 60,-, ISBN 978-2-7283-0900-9.

„La dette des familles“ (Die Schuld der Familien) von Isabelle Chabot basiert auf ihrer Dissertation, wird aber durch ihre zahlreichen Untersuchungen der folgenden Jahre erweitert und vervollständigt. Die Studie gliedert sich in drei Abschnitte: *Femmes, lignage et patrimoine* (Frauen, patrilineare Familie und Vermögen); *Mise en scène. Le cycle rituel de l'alliance* (Die Inszenierung. Der rituelle Zyklus der ehelichen Verbindung); *Le jeu des familles* (Das Spiel der Familien). Die Thesen des ersten und zweiten Abschnitts sind aus früheren Aufsätzen der Autorin bekannt, werden aber hier in einem weiteren Rahmen miteinander verbunden. Neu sind sowohl das Material als auch die Schlussfolgerungen des dritten Abschnitts.

Die Vielfalt der Quellen lässt ein differenziertes Bild der florentinischen Frauen des späten Mittelalters entstehen. Zu den Quellen zählen die florentinischen Statuten, deren Fassungen zwischen 1325 und 1415 die Autorin vergleicht. Zahlreiche *ricordanze* (Familienbücher), die fast immer von den Männern der Familie geführt wurden, liefern Informationen über Familiereignisse (Hochzeiten, Erbschaften und Streitigkeiten) und zeigen, unter welchen Erwartungen und Bedingungen die Frauen lebten. Hinzu kommen die Unterlagen des *catasto* (steuerliche Erhebung) von 1427 bis 1429 und Testamente, denen eine besondere Rolle zukommt, da sie den Willen der Testatorinnen erkennen lassen.

Das Wort *dette* (Schuld, Verbindlichkeit, Zahlungsverpflichtung) im Titel beschreibt die Situation, in der sich die patrilinearen Familien gegenüber den angeheirateten Frauen befanden: Da die Mitgift bei der Eheschließung dem Vermögen des Ehemannes oder seines Vaters einverleibt wurde, blieben diese in der Schuld der Ehefrau. Daraus ergaben sich zwei Folgen: Zum einen war die Familie des Ehemannes bestrebt, die Mitgiftgüter in ihrem Vermögen zu behalten. Während der Ehe war dies unumstritten, nach dem Ende der Ehe jedoch versuchten der Ehemann oder seine Familie, durch Verschmelzung der Mitgift mit dem Vermögen des Ehemannes den Kredit zu löschen. Zum anderen konnten die Familien des Mannes den angeheirateten Frauen – als

ewigen Gläubigerinnen – das Recht verwehren, Entscheidungen über ihr Vermögen zu treffen. Im Mitgiftsystem besaßen Frauen durch ihre Mitgift prinzipiell immer etwas; so waren die Männer darum bemüht, diese Macht zu verringern, die in der Regel mit dem Besitz einherging.

Chabot schildert, wie der Versuch der Männer, die Frauen zu entmachten, verlief und wie er nie vollständig erfolgreich war. Speziell geht es um die *dette* der ‚Familien‘: Im mittelalterlichen Florenz wurde unter diesem Begriff eine patrilineare Familie (*lignage*) verstanden, die aus Männern bestand, sich über Generationen erstreckte und durch den Namen und das Haus charakterisiert war. Frauen konnten hingegen den Familiennamen nicht fortsetzen. Durch die Ehe verließen sie ihre Herkunftsfamilie, um in eine andere zu wechseln. „Les femmes sont et ne sont pas dans la durée des lignages“, schreibt Chabot (7).

Die Situation der Frauen zwischen den beiden Familien führte dazu, dass sich die Frauen nicht als Kettenglieder einer langen chronologischen Reihe verstanden und deshalb nicht über dieselbe starke Gruppenidentität verfügen konnten wie die Männer (insbesondere der Elite). Gleichzeitig aber ergaben sich aus dieser zwischenfamiliären Lage Handlungsspielräume (*agency*) für die Frauen. Chabot rekonstruiert diese Spielräume sorgfältig aus Quellen, die die ohnehin geringe Handlungsmacht von Frauen zusätzlich verschleiern.

Im Mittelpunkt des ersten Teils stehen die rechtlichen Bestimmungen, die die Güter der Frauen sowie ihre Erbschaftsrechte und ihr Recht zu testieren regelten. Diesbezüglich wick das lokale Recht in Florenz stärker vom *ius commune* ab als in anderen italienischen Städten. Zu diesem Thema, das Gegenstand zahlreicher Untersuchungen ist,¹ leistet die Autorin einen neuen Beitrag, indem sie zeigt, dass der weitgehende Ausschluss der Töchter aus der väterlichen wie mütterlichen Erbschaft in enger Verbindung mit der Ausweitung der Rechte der Ehemänner auf die Güter ihrer verstorbenen Ehefrauen stand. In der Debatte über die Bedeutung der Mitgift im Erbschaftssystem vertritt Chabot die Auffassung, dass die Mitgift in Florenz keine vorgezogene Erbschaft der Väter an die Töchter war, sondern lediglich eine Entschädigung darstellte: Es gebe keine „diverging devolution“,² das heißt einen für Töchter und Söhne vergleichbaren Erbschaftsanteil zu unterschiedlichen Zeitpunkten.

Damit die Bestimmungen über die Erbschaft *ab intestato* ihre Wirkung entfalten konnten, wurde den Frauen – insbesondere den verheirateten – das Testieren, das

1 Um nur wenige wichtige Titel zu nennen, die Chabots Studie vorangehen: Christiane Klapisch-Zuber, *La maison et le nom*, Paris 1990 (auf Deutsch: *Das Haus, der Name, der Brautschatz. Strategien und Rituale im gesellschaftlichen Leben der Renaissance*, Frankfurt a. M./New York 1995); Julius Kirshner, *Maritus lucretur dotem uxoris sue premortue* in late Medieval Florence, in: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte*, 108 (1991), Kan. Abt. 77, 111–155; Thomas Kuehn, *Law, Family, and Women: Toward a Legal Anthropology of Renaissance Italy*, Chicago/London 1991.

2 Vgl. Jack Goody, *Bridewealth and Dowry in Africa and Eurasia*, in: ders. u. S.J. Tambiah, *Bridewealth and Dowry*, Cambridge 1973, 1–58.

Chabot als *pouvoir de déroger* (die Macht, Bestimmungen zu umgehen) bezeichnet, erschwert. Zu vielen Themen des ersten Abschnitts zieht Chabot zahlreiche Vergleiche zu anderen italienischen Städten – in erster Linie zu Venedig –, wobei sie sich auf einschlägige Untersuchungen der letzten vierzig Jahre stützen kann.

Im zweiten Abschnitt des Buches zur Inszenierung der ehelichen Verbindung wird der Blick auf die Tauschbeziehungen bei der Hochzeit gerichtet. Dabei zeigt Chabot, dass Symbole und Gesten der Hochzeit ihre Umkehrung beim Ende der Ehe fanden: So erschienen die Witwen in der florentinischen Öffentlichkeit als „schwarz gekleidete Ehefrauen“ (*mariées en noir*) und die Kisten, die bei der Hochzeit die Braut begleitet hatten (*forzieri, forzierini, cassoni*), fuhren nach dem Tod des Gatten den umgekehrten Weg. Chabot betont, dass diese festgelegten Handlungen eine wichtige symbolische Bedeutung besaßen: Die Gegengeschenke von geringem Wert seitens der Ehemänner hatten die Funktion, ein Gleichgewicht zur Mitgift fiktiv herzustellen.

Wie Chabot zeigt, sind die Einschränkungen der Entscheidungsfreiheit der florentinischen Frauen nicht nur in den gesetzlichen Bestimmungen zu suchen, sondern ebenso in den ungeschriebenen sozialen Regeln. Das betraf unter anderem den sehr begrenzten Spielraum der florentinischen Witwen, eigene Entscheidungen zu treffen. Trotz ihrer formellen Freiheit kehrten die meisten jungen Witwen in ihre Herkunftsfamilie zurück. Diejenigen, die in der angeheirateten Familie blieben, ließen dort auch ihre Mitgift. Damit waren sie keine Gläubigerinnen mehr: Ihr Kredit war erloschen.

Im dritten Teil laufen viele Fäden zusammen: Die Autorin untersucht wichtige Themen und Wendepunkte im Leben einzelner Florentinerinnen (den Tod des Gatten, eine zweite Ehe, die Beziehungen zu den Kindern aus verschiedenen Ehen). Die quantitative und qualitative Auswertung von Testamenten und von Familienbüchern ermöglicht einen Einblick in die Vielfalt von Entscheidungen und Beziehungen. Chabot zeigt dabei, dass einige Witwen selbst über ihre Zukunft entscheiden wollten und sich dabei aufgrund des Widerstandes ihrer Herkunftsfamilie nicht immer durchsetzen konnten.

Obwohl die Kinder aus der ersten Ehe wiederverheirateter Frauen in der Regel nicht bei ihrer Mutter blieben (sondern in der Familie des verstorbenen Mannes) und von ihr nicht erben, gab es Fälle, in denen die Trennung der Witwen von diesen Kindern nicht endgültig war. Chabot nennt überdies Beispiele der Solidarität zwischen Halbgeschwistern mütterlicherseits, die der Logik der *lignages* widersprachen. Einige Mütter sorgten auch für die Mitgift ihrer Töchter, obgleich die Güter der Mütter nach den Gesetzen und den Traditionen den Söhnen vorbehalten waren.

Nach der Lektüre von „La dette des familles“ bleibt allerdings eine Frage offen: Die von Chabot porträtierten Frauen gehörten überwiegend der Oberschicht an. Wie war die Situation in anderen Schichten? Seit Hughes' Aufsatz von 1978³ haben viele

3 Vgl. Diane Owen Hughes, From Brideprice to Dowry in Mediterranean Europe, in: Journal of Family History, 3 (1978), 262–296.

Untersuchungen überzeugend bewiesen, dass Handwerkerinnen insbesondere als Witwen über eine größere Freiheit verfügten und sich unter anderem in Bezug auf testamentarische Entscheidungen anders verhielten als Frauen aus der Oberschicht.

Isabelle Chabot erweitert unsere Kenntnisse über die Frauen des späten Mittelalters in Florenz und darüber hinaus in Italien, indem sie die Analyse der rechtlichen Regelungen, der sozialen Praktiken und des ideologischen Rahmens miteinander verzahnt. Im dritten Abschnitt zeigen zudem die Lebenswege einiger Florentinerinnen, dass diese trotz des engen Rahmens, in dem sie lebten, ihre Entscheidungsspielräume ausschöpften. Damit wird das in der Forschung verbreitete Bild der Florentinerinnen, wonach diese entscheidungs- und handlungsunfähig waren, um wichtige Nuancen ergänzt.

Linda Guzzetti, Berlin

Guido Alfani u. Vincent Gourdon Hg., **Spiritual Kinship in Europe, 1500–1900**, New York: Palgrave Macmillan 2012, 336 S., EUR 88,99, ISBN 978-0-230-36221-5.

Mit „Spiritual Kinship in Europe“ legen Guido Alfani und Vincent Gourdon bereits den zweiten Sammelband zum Thema Patenschaften vor.¹ Der Band enthält eine Reihe von Aufsätzen, die Patenschaften nicht nur über den Zeitraum von vier Jahrhunderten untersuchen, sondern sich über einen großen Teil Europas und darüber hinaus – von Spanien über die Schweiz bis Finnland, von Italien bis Russland und von Frankreich bis in die französischen Einwanderergemeinden in San Francisco – erstrecken. In der geographischen Spannbreite der zehn vorgestellten Studien liegt das erste Verdienst dieses Sammelbandes. Darüber hinaus gelingt es, neben der chronologischen und geographischen Dimension auch Parallelen wie Unterschiede zwischen den christlichen Konfessionen aufzuzeigen. Neben katholischen und protestantischen Praktiken tritt mit Marianna G. Muravyevas Aufsatz die russische Orthodoxie in den europäischen Horizont. Die Herausgeber haben sich zum Ziel gesetzt, einen Überblick über die Praxis der Patenschaft in Europa zusammenzutragen, soweit die immer noch sehr wenigen Studien dies ermöglichen. Die überaus lesenswerte Einleitung zeigt die Früchte dieser Bemühungen auf. Dass die Beiträge sich hinsichtlich ihrer Erträge unterscheiden, gehört bei Besprechungen von Sammelbänden zu den Gemeinplätzen und sei hier nur kurz erwähnt.

Die Einleitung bietet einen profunden Überblick über die bisherige Forschung zur Geschichte der Patenschaft. Ähnlich wie die Verwandtschaft stand auch die Taufpatenschaft lange unter dem Verdacht, in der Neuzeit jede Relevanz eingebüßt zu haben; dementsprechend selten ist sie zum Thema historischer Untersuchungen geworden. Erst in den letzten Jahren setzt sich die Erkenntnis durch, dass Patenschaften ein wichtiger

¹ Vgl. Guido Alfani, Philippe Castagnetti u. Vincent Gourdon Hg., *Baptiser: pratique sacramentelle, pratique sociale XVI^e–XX^e siècles*, Saint-Étienne 2009.